

Helmut Feld

„Das Ende des Seelenglaubens“

■ FRANZ JOSEF WEISSENBÖCK



Franz Josef Weissenböck, Dr. theol., Journalist und Autor, systemischer Coach und Supervisor.

„Das Ende des Seelenglaubens“ – Helmut Feld möchte den Titel seines in jeder Hinsicht gewichtigen Buchs nicht als Ausdruck einer These verstanden wissen, sondern eher als Provokation. Schon im ersten Satz des Werkes bezieht Feld sich auf Fukuyamas nach der Implosion des kommunistischen Weltreichs publiziertes Buch, in dem er „Das Ende der Geschichte“ diagnostizierte. In einem Zeitschriftenartikel, der dem Buch voranging, hatte Fukuyama sich noch vorsichtiger gezeigt und an das Ende des Titels ein Fragezeichen gesetzt. Feld und sein Verlag wären gut beraten gewesen, die Provokation als Frage zu formulieren; denn selbst wenn sich in hochkirchlichen Texten Symptome dieses Endes finden lassen mögen – und Feld zitiert sie in Mengen –, sind an der Verallgemeinerung Zweifel anzumelden.

So viel Ende war nie

Nun mögen jene recht haben, die die Aufhebung eines Gegenstands erkennen, sobald er zum Objekt geschichtlicher Betrachtung wird: Das Dogma verliert an Kraft und Verbindlichkeit, sieht man es im Rahmen der Dogmengeschichte; der unreflektierte Ethos wird schwach, diskutiert man über Ethik; der Glaube an die Seele und ihre Unsterblichkeit ist schon Vergangenheit, wenn man sein Ende für möglich hält. Vielleicht ist es ja tatsächlich so; dann wäre das Ende eine Feststellung ex post, und Helmut Feld als Theologehistoriker ihr Prophet; so viel Ende war nie.

Feld geht in seinem rund 1000 Seiten starken Werk einen weiten Weg, nämlich vom alten Orient bis zur Spätmoderne, wie der Untertitel des Buchs verspricht. Allein, was er an Material zusammenträgt und präsentiert, nötigt dem Leser Respekt ab. Im Anschluss an Jan Assmann, wonach der Tod „Ursprung und Mitte der Kultur“

sei, konstatiert Feld, der Seelenglaube sei, als Versuch der Überwindung des Todes, Ursprung und Mitte der Religion (S. 2). Für einen „ordentlichen Seelenglauben“ zu sorgen, sei die „ureigenste Aufgabe“ der „offiziellen“ Religionen (S. 879), Seele und Jenseits seien das Wesentliche einer Religion (S. 742).

Diese Sicht ist religionshistorisch ohne Zweifel zutreffend. Es ist vorstellbar, dass – um es plakativ zu sagen – der Affe zum Menschen wurde, als ihm der Tod – der eigene wie der von anderen – bewusst und so der Tod zum Ursprung der Kultur einschließlich der Religion wurde. Religionen sind (auch) Versuche, mit dem Schrecken zurechtzukommen. Die Vorstellung einer unsterblichen Seele und einer Welt „jenseits des Todes“ sind prominente Aspekte dieser Bewältigungsversuche. Die Frage, die Feld nicht stellt und die er daher auch nicht zu beantworten versucht, ist eine doppelte: Muss das so sein oder ist Religion nicht auch anders möglich (erstens) und ist (zweitens) die Botschaft Jesu vielleicht das Ende von Religion in diesem Sinn und der Einbruch von etwas gänzlich Neuen, nämlich einer radikal anderen Weise des Glaubens?

Sacer: geweiht und verflucht

Ein Schlüsselbegriff jeder Religion ist – auf lateinisch, wie es Feld liebt – die Vokabel „sacer“. Im lateinisch-deutschen Schulwörterbuch, dem „Stowasser“, sind unter diesem Begriff mehrere Bedeutungen angegeben, die ersten beiden sind für unseren Zusammenhang relevant. „Sacer“ bedeutet zum einen „einer Gottheit geweiht, heilig“, zum anderen aber auch „einer unterirdischen Gottheit geweiht, verwünscht, verflucht“. Dem entspricht vielleicht Rudolf



Helmut Feld, Das Ende des Seelenglaubens. Vom antiken Orient bis zur Spätmoderne, Reihe Religionswissenschaft: Forschung und Wissenschaft, Bd. 10, 2013, 1000 S., € 99.90 EUR, gb., ISBN 978-3-643-12200-1

Ottos Doppelnatur des Heiligen als „mysterium fascinans et tremendum“. Den „unteren“ Gottheiten zollten auch die Olympier Tribut: Selbst Hera zeigt sich (auch im österreichischen Parlament) mit einer Opferschale, und in Delphi ist eine Schale zu sehen, die Apoll beim Libationsopfer zeigt. Nicht nur bei Caesarea Philippi wurden die „Pylai Hadou“ lokalisiert, die „Pforten der Unterwelt“, die keine Macht über die Kirche haben sollen. Auch die christliche Hölle wurde als körperlicher Ort unter der Erde verstanden (S. 362) und das Jenseits war für den mittelalterlichen Menschen Realität.

Um diesen vermeintlichen Glaubenskern kämpft Helmut Feld, und er ist dabei nicht zimperlich. Die meisten „modernen“ Theologen (die Anführungszeichen sind von Feld) sind ihm suspekt, Karl Rahner wirft er z.B. vor, er „kolportiere Unsinn“ (S. 781), Barth zieht er des Biblizismus (S. 473), Jungmann ungeschichtlichen Denkens (S. 792) und die „Veranstalter“ des II. Vatikanischen Konzils (S. 755) hätten mit der Liturgiereform „ein in eineinhalb Jahrtausenden gewachsenes Kunstwerk“ demoliert (S. 789), ja das Verbot des Offertoriums der alten Totenmesse sei ein „Kulturverbrechen besonderer Art“ (S. 794).

Lamento mori

So liest sich Felds Werk als ein langes, bedrückendes „Lamento mori“ über eine vor unseren Augen versinkende, wenn nicht schon versunkene religiöse Kultur, ohne Hoffnung, dass es doch noch anders kommen könnte oder dass die langen Wellen der Veränderung auch sinnvolles Neues hervorbringen könnten. Offen bleibt, ob die Eingriffe in den Kult wie das veränderte theologische Denken Ursache für den Verfall des Seelenglaubens oder kirchenamtliche Reaktion darauf sind. Man kann Feld ohne weiteres darin zustimmen, dass die Versuche, „griechisches“ gegen „biblisches“ Denken und Jerusalem gegen Rom auszuspielen, wenig geschichtliches Denken verraten. Aber besteht die Herausforderung nicht gerade darin, dass jede Offenbarung, wenn man an ihre Möglichkeit zu glauben sich überhaupt entschließen kann, in der

Geschichte erfolgt und gerade damit ihrer Zeit und deren Umständen verhaftet und dem Wandel und Absterben ausgesetzt bleibt? Auch biblische Offenbarung ist Offenbarung aus der Sprache und aus dem Denken ihrer Zeit. Als geschichtlich gewordene können auch Jenseitsvorstellungen mit ihren ägyptischen, griechischen, semitischen Ursprüngen und Quellen, so plausibel und die Lebenspraxis der Menschen bestimmend sie durch Jahrtausende waren, ihre Plausibilität verlieren.

Am Ende der Plausibilität, vielleicht

Feld, der in seine weit ausgreifende Betrachtung verdienstvoller Weise auch Literatur und darstellende Kunst einbezieht, schreibt gegen Ende seines Werks, Paul Klee habe in seinen jungen Jahren die Idee von einem persönlichen Gott für absurd gehalten; er habe an einem Werk gearbeitet, das den Umzug Gottes vom Tempel in das Museum für Völkerkunde darstellen sollte. Es ist doch immerhin eine mögliche Frage, ob die Tatsache, dass das „Dies irae“ nicht mehr in den Kirchen, sondern in den Konzertsälen zu hören ist, nur ein Signal dafür ist, dass bloß *Gottesvorstellungen* von der Kirche ins Museum wandern – wie sie es im Übrigen zu allen Zeiten getan haben. Mag sein, und vieles spricht dafür, dass sacer/heilig eine massive Bedeutungsveränderung erlebt hat und erlebt, dass das „Mysterium tremendum“ weithin verdunstet ist und auch das „Mysterium fascinans“ seine Faszination eingebüßt hat. Vielleicht ist hier ja auch die tiefere Wurzel des so genannten Priestermangels zu orten: Wo das Heilige (sacer) seine Kraft verliert, wird auch dessen Mittler (sacerdos, der Priester), obsolet. Aber der Presbyter des Zweiten Testaments ist ohnedies etwas Anderes, Neues. Sehr wahrscheinlich auch, dass der „liebe“ Kuschel- und Wellnessgott ein impotenter Nachfahr der schrecklichen Gottheiten des antiken Orient ist, blutleer und kraftlos. Der Schmerz, den der Verlust von Seele und Jenseits verursacht, ist ein Phantomschmerz; aber der tut bekanntlich auch weh. ■

■ Vielleicht ist hier ja auch die tiefere Wurzel des so genannten Priestermangels zu orten: Wo das Heilige seine Kraft verliert, wird auch dessen Mittler, der Priester, obsolet.